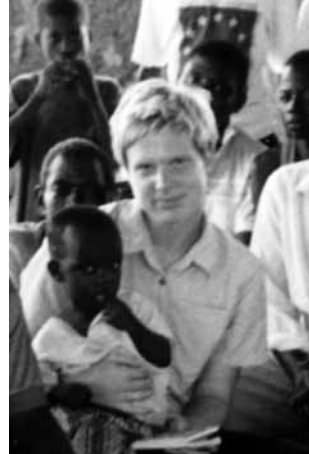


aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Ghana

vom 08. Januar bis 08. April 2002

## **Von Königen und Hexen Konfliktlösung in Ghana**

Von Nadine Bilke

Ghana, vom 08.01. bis 08.04.2002  
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung

# Inhalt

1. Zur Person	130
2. Vorwort	130
3. Krieger für den Frieden	131
4. Ein Traum für Bawku	136
5. Der geköpfte König	140
6. „Ich habe Kräfte, aber nur gute“	146
7. Wahrheitskommission auf Ghanaisch	150
8. Medase – Danke	152

## 1. Zur Person

Nadine Bilke studierte Journalistik an der Universität Dortmund. Freie Mitarbeit bei verschiedenen Regionalzeitungen. Auslandsstudium an der Napier University in Edinburgh. Volontariat bei den Ruhr Nachrichten. Seit 1999 freie Mitarbeit in den Internet-Redaktionen des ZDF.

## 2. Vorwort

Hätte ich gewusst, wie schön es ist, mit Betty auf dem Balkon die tropischen Abende zu genießen, mit Alfred Banku zu essen oder mit Mabel im Wartezimmer des Innenministeriums zu diskutieren, dann hätte ich mir wahrscheinlich nicht so viele Sorgen gemacht vor meiner Abreise nach Westafrika. Aber wie konnte ich mit so viel Herzlichkeit und mit so viel Gastfreundschaft rechnen? Niemals hätte ich geglaubt, in meiner Vermieterin Betty eine Mischung aus Mutter und großer Schwester zu finden. Es hat mich überrascht, dass eine Familie – wie die meines Freundes Alfred – eine Fremde so selbstverständlich an ihren Tisch einlädt. Bei keinem Praktikum in Deutschland bin ich so freundlich aufgenommen worden wie von meinen Kollegen beim „Daily Graphic“, zum Beispiel von Mabel.

Nein, nicht alles, was ich in Ghana erlebt habe, war schön. Wohlstand und Unterentwicklung, Armut und Reichtum, Gesundheit und Krankheit existieren zu eng nebeneinander, auch und gerade in der persönlichen Begegnung. Oft wollte ich verzweifeln – aus vielen Gründen: Weil dieses Straßenkind so hungrig aussieht, weil mein Interviewpartner mich nach einer Frage völlig verständnislos anschaut, weil die Frau am Straßenrand für einen Eimer Wasser vier Stunden laufen muss oder weil Telefonnummern so unnützlich sind, wenn es keine freien Leitungen gibt. Und doch war da so viel Lachen, so viel Freundschaft, so viel Hilfsbereitschaft.

In Ghana ist niemand lange allein. Wer verwirrt auf der Straße steht, unsicher nach rechts und links schaut, der hat schnell einen persönlichen Führer gefunden, der keineswegs immer fragt, was er dafür bekommt. Das macht das Reisen in Ghana angenehm. Auch wenn das Vorwärtskommen oft zur Glücksache werden kann, denn überfüllte Busse ohne Fahrpläne, verrostete Autos ohne Scheiben und gefährlich schwankende Ladungen begleiteten meine Recherche.

Bei dieser Reise durch Ghana habe ich nach Konfliktlösungen und Friedensarbeit gesucht. Dabei ist mir vieles begegnet, was ich noch nie erlebt habe. Ein König wird geköpft. Hexen werden verbannt. Wahlkämpfer fördern

ethnische Spannungen. Menschen sterben im Kampf um die Häuptlingswürde. Eine Kommission soll die Nation versöhnen.

Und doch habe ich so vieles entdeckt, was mir schrecklich vertraut war. Waffen sollen Konflikte lösen. Sündenböcke müssen büßen. Mächtige verteidigen ihre Macht mit allen Mitteln. Außenseiter werden unterdrückt. Unrecht bleibt lange ungesühnt.

Inmitten dieser Gewalt habe ich Menschen getroffen, die sich für ein friedlicheres Zusammenleben einsetzen. Ihre Arbeit ist beides – frustrierend und erfüllend. Wenn wenige Wochen nach einem Friedensvertrag das Töten weiter geht, möchten sie verzweifeln. Wenn alte Feinde zwischen Massengräbern und Ruinen zusammensitzen, könnten sie weinen vor Glück.

### 3. Krieger für den Frieden

Sieben Jahre nach einem grausamen Krieg versuchen die Menschen im Norden, ihr Leben wieder in den Griff zu bekommen.

Die Bewohner von Kitoe versammeln sich auf dem Dorfplatz – zwischen Massengräbern und Ruinen. Das dort drüben war die Schule, das war ein Wohnhaus. Der Krieg zwischen den Volksgruppen ist sieben Jahre her, doch diese Menschen im Nordosten Ghanas sind zu arm, um ihr Dorf wiederaufzubauen. Viele von ihnen sind nach den ungezählten Morden ohnehin nie zurückgekommen, sie wollten das alles hinter sich lassen und vergessen.

Jonathan Abudu ist geblieben, obwohl sein Vater getötet wurde, obwohl sein Dorf in Trümmern lag. „Ich bin einer von den Ältesten, ich habe Verantwortung“, erklärt er. Seinen Einfluss im Dorf hat er für Versöhnung eingesetzt: Als Kitoe Kredite für Sojabohnen-Anbau angeboten wurde, da hat Jonathan, der Gonja, auch die Konkomba eingeladen, die das Dorf seit den Kämpfen zwischen den beiden Ethnien nicht mehr betreten hatten. Sie treffen sich nun alle zwei Wochen, um zu reden, über die Landwirtschaft und Probleme der Gemeinde.

Die ghanaische Organisation SEND lieh zwölf Familien in Kitoe Geld, damit sie ihre Felder bestellen konnten. SEND hilft den Menschen beim Verkauf, zeigt aber auch beim Kochtraining, wie Soja die Ernährung der Familie ergänzen kann. Salamata Issahaku hat deshalb von ihrer Ernte – drei Säcken Sojabohnen – etwas zurückbehalten, um ihre zwei Kinder zu ernähren. Die Frau hatte einmal sechs Kinder, vier sind im Krieg gestorben. Und doch sitzt sie gemeinsam mit ihren früheren Feinden auf dem Dorfplatz und plant das zweite Jahr des Hilfsprojekts.

Neben ihr auf der Bank sitzt Alhassan Imoru. Der Journalist ist in das Dorf gekommen, um für einen Artikel über die Arbeit von SEND zu recherchieren. Er kann es kaum glauben, dass die Menschen in Kitoe wieder miteinander

reden. Das letzte Mal war Imoru direkt nach den Kämpfen hier, im Auftrag der ghanaischen Nachrichtenagentur. Er hat die Leichen gesehen, die vielen ermordeten Kinder, die Berge aus verstümmelten Körpern.

### **Der „Northern Conflict“**

Die Menschen in Ghana nennen die Ereignisse der Jahre 1994 und 1995 den „Northern Conflict“. Was passiert ist, ähnelt allerdings mehr einem Bürgerkrieg, der zwar nicht ganz Ghana, aber doch die ohnehin unterentwickelte Nordregion in ein Chaos stürzte. Tausende Menschen starben, Zehntausende mussten fliehen. Auch sieben Jahre danach wird nur zögernd nach den Ursachen und Zusammenhängen dieses Kriegs gefragt, die tief in Ghanas Gesellschaft verwurzelt sind.

In Ghana leben dutzende Volksgruppen zusammen, sie sprechen verschiedene Sprachen und haben sehr unterschiedliche Strukturen. Einige von ihnen sind streng zentralistisch: Sie haben einen obersten Häuptling, unter ihm herrschen auf verschiedenen Stufen andere Häuptlinge; diese Gruppen besitzen das Land und üben darüber Herrschaft aus. Andere Volksgruppen haben nur ihre Dorfältesten, keine zentrale Instanz, sie sind kaum organisiert. Die Konkomba, ein Nomadenvolk, kennen zum Beispiel nur einen Anlass, sich zu versammeln – den Krieg.

Man erzählt sich, dass im Februar 1994 ein Konkomba und ein Nanumba auf einem Markt um ein Perlhuhn stritten. So soll dieser Krieg um politische und wirtschaftliche Macht begonnen haben. Es war nicht der erste Krieg zwischen den Ethnien, aber es war der folgenreichste. Jeden Tag breitete sich der Krieg weiter aus, immer mehr Dörfer wurden zerstört, immer mehr Volksgruppen griffen zu den Waffen. Die dezentral organisierten Gruppen, vor allem die Konkomba, kämpften gegen die Gonja, die Nanumba, die Dagomba, die sie als Unterdrücker empfanden. Diese wiederum sahen die Konkomba als Mörder, die grundlos töteten.

Über ein Jahr tobten die Kämpfe, die Konkomba erwiesen sich als erfolgreiche und grausame Krieger. Die Regierung schickte Soldaten und versuchte zu vermitteln. Aber erst ein Konsortium von Nichtregierungsorganisationen brachte Vertreter der Parteien an den Verhandlungstisch. Im Mai 1995 unterschrieben sie einen Friedensvertrag. Seitdem wird nicht mehr gekämpft im Norden Ghanas, zumindest nicht mehr andauernd. Zwischenfälle gibt es aber immer wieder. In den meisten Dörfern leben die Menschen noch immer getrennt nach Ethnien.

## **Mühsame Friedensarbeit**

Nur sehr langsam wird ein Friedensprozess wahrscheinlicher als ein neuer Krieg. „Ein Vertrag macht noch keinen Frieden, man muss dafür arbeiten“, sagt Samuel Zan, Vize-Präsident von Amnesty International und Leiter der SEND Foundation (Social Enterprise Development). „Für unsere Arbeit haben wir uns den Eastern Corridor gezielt ausgesucht, um das Leid dort zu lindern“, erklärt Zan. Die Stiftung arbeitet unter anderem mit jungen Unternehmern, SEND-Mitarbeiter bringen ihnen Finanzplanung bei und ermutigen sie dazu, Kooperativen zu bilden, in denen sie sich gegenseitig helfen. Die Organisation will den Menschen in der armen Nordregion eine ökonomische Perspektive bieten, dabei sollen die verschiedenen Ethnien möglichst zusammenarbeiten; dieser Austausch soll ein neues Zusammenleben ermöglichen.

Denn Entwicklungshilfe und Friedensarbeit gehen Hand in Hand, da ist sich Clement Aapengnuo sicher: „Wir können keine Friedensarbeit leisten, ohne etwas gegen die Armut zu tun.“ Der katholische Priester hat im Auftrag des Catholic Relief Service vor gut zwei Jahren das Northern Ghana Peace Project aufgebaut. In den Seminarräumen in Damongo treffen sich Häuptlinge und andere einflussreiche Persönlichkeiten zum Konflikttraining. Mitarbeiter des Zentrums fahren auch in die Gemeinden, spielen Theater oder versuchen vor Ort zu vermitteln.

„Zeit und Geld reichen nicht aus, um alle Anfragen zu bearbeiten“, erklärt Aapengnuo. Viele Konflikte bleiben ungelöst, an vielen Orten bricht erneut Gewalt aus. Und doch lassen die kleinen Fortschritte den Priester immer wieder hoffen. Er erzählt zum Beispiel eine Episode von einem Mann, der als Krieger viele Menschen getötet hatte. Bei einem Konflikttraining lernte dieser Krieger, wie wenig er selbst, seine Familie, seine Freunde von der Gewalt profitieren. Er stand auf und verkündete: „Ihr wisst, ich war ein großer Krieger, aber jetzt werde ich ein Krieger für den Frieden sein.“

## **Zwei Geschichten eines Krieges**

Doch nicht alle Probleme können in Seminaren gelöst werden. Damit die verfeindeten Ethnien wieder zusammenleben können, müssen auch die Kriegsursachen angesprochen werden: Kulturelle Unterschiede und Machtkämpfe um knappe Ressourcen. Vor allem Dagomba und Konkomba sind von einem Friedensschluss noch weit entfernt. Sie erzählen zwei Geschichten eines Krieges.

Salifu Tea, ein Dagomba, erzählt: „Eines Tages saßen wir zusammen, da kam jemand und sagte, die Konkomba wollten gegen uns kämpfen. Ich sagte,

das ist unmöglich, wir sind ein Volk, haben gemeinsame Kinder, leben zusammen. Kein Konkomba würde das tun. Und doch geschah es.“ Den Dagomba gehöre das Land, erklärt er, deshalb seien sie die rechtmäßigen Herrscher. Salifu Tea lebt in Yendi, der Königsstadt der Dagomba, und ist ein Berater des Königs, des Ya-Na. Kaum ein Konkomba lebt in Yendi, nur wenige betreten die Stadt.

Gurundi Balibo, ein Konkomba, erzählt: „Eines Tages saßen wir zusammen, da kam jemand, der sagte, die Dagomba wollten alle Konkomba vertreiben. Ich sagte, das ist unmöglich, kein Dagomba würde das tun. Und doch geschah es.“ Die Konkomba seien schon vor den Dagomba hier gewesen, erklärt er, ihnen gehöre das Land. Die Dagomba seien Eroberer und hätten die Konkomba in ihrer Heimat unterdrückt. Gurundi Balibo lebt in Kulkpeni, einem Dorf, auf der Straße von Yendi nach Tamale und ist ein Ältester in seiner Gemeinschaft. In seinem Dorf leben nur Konkomba.

Die beiden alten Männer, beide einflussreich in ihren Gemeinden, beide gezeichnet von den Kämpfen, teilen auch einige Einsichten. Die gebildeten Reichen in der Hauptstadt, die in klimatisierten Räumen schliefen, hätten die Kämpfe gelenkt, sagen beide. Und: Langsam gäbe es Hoffnung auf Frieden, denn die Konkomba kämen aus den Wäldern und siedelten wieder an den Straßen.

Wer war zuerst da – auf diese Frage läuft es hinaus, als ob eine richtige Antwort den Konflikt beilegen könnte. Geographie und Geschichte sprechen eher dafür, dass die Konkomba zuerst in und um Yendi gesiedelt haben. Denn das Reich der Dagomba ist nach Osten ausgedehnt worden in den vergangenen Jahrhunderten: Die Eroberer mussten vor anderen Stämmen fliehen und ihre Hauptstadt verlegen. Und doch bleibt die Frage, welche Schlussfolgerungen daraus gezogen werden können, nun, da die Volksgruppen in einer Region miteinander leben müssen.

### **Ethnischer Wahlkampf**

Wer durch den Nordosten Ghanas fährt, der muss viele Straßensperren passieren. Viele Soldaten der Regierung, die 1994 kamen, sind noch immer in der Region und sollen für das schmerzlich vermisste Gefühl der Sicherheit sorgen. Tore und Kontrollen vor und hinter Salaga. Tore und Kontrollen vor und hinter Nakpayili, wo der berüchtigte Streit um das Perlhuhn zum Krieg geführt haben soll.

Die Fahrt geht weiter nach Bimbilla. Die Lage dort ist angespannt, denn in Bimbilla ist Wahlkampf, und gekämpft wird hier an ethnischen Fronten. Wahlkämpfer der Regierung und der Opposition benutzen gleichermaßen gefährliche Argumente: Wählt uns, sonst gibt es einen neuen Krieg; wählt uns, sonst werdet



ihr endgültig vertrieben. Seit Ghanas Unabhängigkeit setzen Politiker ethnische Bande und die Macht der Häuptlinge für ihre Zwecke ein. Präsident John Agyekum Kufuor, der Anfang 2001 Ex-Diktator und Ex-Präsident Jerry Rawlings ablöste, hatte eigentlich versprochen, es anders zu machen.

„Einige Aktivisten vor Ort kann man einfach nicht kontrollieren“, räumt Regierungssprecher Kwabeena Agyepong ein. „Anscheinend sind sie einfach stolz darauf, wenn einer ihrer Stammesgenossen gewählt wird.“ Präsident Kufuor aber wolle keinesfalls mit ethnischen Gefühlen Politik machen, versichert er. Zusammen mit dem National House of Chiefs wolle er vielmehr versuchen, die richtigen Prozeduren für alle wichtigen Häuptlinge des Landes zu dokumentieren. So sollen Thronfolge- und Herrschaftsfragen ein für alle mal geklärt werden, damit der richtige Häuptling herrscht und diese Herrschaft auch akzeptiert wird.

### **Der richtige Häuptling**

Nayon Bilijo, ein Konkomba und Parlamentsabgeordneter, will ebenfalls, dass der richtige Häuptling herrscht, und zwar ein Konkomba-Häuptling über sein eigenes Volk. Bilijo kämpft dafür, dass die Konkomba nicht mehr von den Dagomba dominiert werden. Um das zu erreichen, müssen die Konkomba sich neu organisieren, einen Prozess finden, wie ihre Häuptlinge bestimmt oder gewählt werden. Denn bisher hatten sie ja nur Dorfälteste, keine zentralen Sprecher.

So waren die Dagomba ihnen überlegen: Schon die britischen Kolonialherren redeten der Einfachheit halber nur mit den Häuptlingen des Nordens. Und auch nach der Unabhängigkeit hatten die Konkomba kaum Fürsprecher im Süden, wo die Geschicke des Landes gelenkt werden. Die Kämpfe des Nordens werden in der Hauptstadt Accra meist durch die Augen der Dagomba gesehen, denn die Dagomba fanden schnell den Weg an die Macht, ins Verteidigungsministerium, ins Außenministerium und in den Beraterstab des Präsidenten. Die Soldaten, die 1994 in den Norden kamen, waren also keinesfalls unparteiisch.

Und so haben Bilijo und die Konkomba mächtige Gegner auf ihrem langen Weg zur Selbstbestimmung. Der König der Dagomba hat ihnen drei oberste Häuptlinge gewährt. Nach den Vorstellungen des Herrschers sollen sie ihm unterstehen, da sie auf seinem Land leben. Damit würden sich Bilijo und seine Mitstreiter aber niemals zufriedengeben. Sie wollen ihre eigenen Herrscher, ihr eigenes Land.

## Vergessen, vergeben

„Wenn unsere Häuptlinge anerkannt werden, dann kann es Frieden geben“, sagt Victoria Landi Ali. Sie lebt mit ihrer Tochter und ihrer Enkelin in einer Mietwohnung am Rande von Yendi. Vor den Kämpfen hatte ihre Familie dort ein Haus, es wurde niedergebrannt. Erst vor zwei Jahren wagte sie es, wieder in der Königsstadt der Dagomba, ihrer Kriegsgegner, zu siedeln. Sie sagt, wir müssen die Grausamkeiten vergessen, die wir uns gegenseitig angetan haben.

Andere wollen nicht vergessen, zum Beispiel der Direktor der National Commission for Civic Education für die Nordregion. „Die Konkomba haben grundlos Dörfer überfallen und so viele Menschen getötet“, klagt Issah Abdullahi Nasagri an und fragt: „Warum? Mit welchem Recht – diese Fragen mussten sie nie beantworten.“ Nasagri ist ein Dagomba, doch diese Fragen stelle er nicht als Dagomba, sondern als Mensch, betont er. Er fordert eine Wahrheitskommission, die Geschehnisse müssten aufgearbeitet werden.

J. J. Bakari ist da anderer Meinung. Der Gonja-Häuptling ist der Vorsitzende der Northern Regional Youth and Development Association (NORYDA). Die Vereinigung war Teil des Friedensvertrages, eine Ethnien übergreifende Organisation gab es vorher nicht. Bakari glaubt nicht, dass eine Untersuchung den Menschen in den Dörfern helfen könne. „Das ist doch nur etwas für die gebildeten Menschen.“ Mit Geldern von Action Aid und Oxfam versuchen die Mitglieder von NORYDA, an der Basis für den Frieden zu wirken: der gemeinsame Wiederaufbau einer Schule, Training in Konfliktlösung.

Dabei müssen sie erfahren, was die Friedensarbeit so schwierig macht: Versöhnung braucht sehr viel mehr Zeit, Mühe und Ressourcen als Zerstörung. In Kitoe, wo die Farmer der Gonja und der Konkomba zwischen Ruinen zusammensitzen und den Sojabohnenanbau für die nächste Regenzeit planen, da ist ein Anfang gemacht.

## 4. Ein Traum für Bawku

Im Nordosten kämpfen zwei Volksgruppen um die Häuptlingswürde. Eine Friedensinitiative will sie an den Verhandlungstisch bringen.

Als Emmanuel Bombande eines Tages von der Schule nach Hause kam, da saß seine Mutter schon auf gepackten Koffern. Sie war bereit, ihre Heimatstadt Bawku zu verlassen, sobald die Gewalt wieder eskalieren würde. Es kam nicht so weit, die Familie Bombande blieb in Bawku, im äußersten Nordosten Ghanas. Doch auch die Angst blieb und ein Entschluss reifte in Emmanuel: „Wenn ich irgendwie kann, möchte ich später für den Frieden arbeiten.“

Emmanuel Bombande steht vor einer Schautafel und zeigt den Teilnehmern des Workshops, wie man einen Konflikt bei seiner Wurzel packt. „Es kommt darauf an, die verborgenen Ängste und Einstellungen anzusprechen“, erklärt er Vertretern verschiedener Entwicklungshilfe-Organisationen. Bombande arbeitet heute für das West Africa Network for Peacebuilding. Im Süden Ghanas leitet er einen Workshop, der neue Ideen für den Frieden in seiner Heimatstadt Bawku bringen soll.

Dort kämpfen zwei ethnische Gruppen um die Häuptlingswürde: die Mamprusi und die Kusasi. Die Mamprusi sind ein altes Königsgeschlecht, sie können auf 300 Jahre Regierungsgeschichte verweisen. Wie lange sie im ghanaischen Nordosten, in Bawku, leben, ist allerdings umstritten. Die Kusasi jedenfalls sagen, sie waren schon vorher da, und sie sind es leid, sich von den Mamprusi regieren zu lassen. Immer wieder eskaliert der Streit, viele Menschen mussten sterben, vor allem, wenn in Bawku gewählt wird.

### **Blutige Wahlen**

Janet Mohammed erinnert sich nur ungerne an den Dezember 2000, an die vergangenen Parlamentswahlen in Ghana. Zusammen mit Emmanuel Bombande hat sie die Bawku Peace Initiative ins Leben gerufen – ein Konsortium von Nichtregierungsorganisationen. Die Initiative wollte erreichen, dass die Stadt dieses Mal eine friedliche Wahl erlebt. Sie hatten Aufklärungsarbeit geleistet über Bürgerrechte und freie Wahlen und Treffen zwischen den Kandidaten arrangiert. „Alles war wunderbar, bis alles explodierte“, sagt Mohammed heute.

Laut offiziellen Berichten starben über 30 Menschen in Bawku, Janet Mohammed aber sagt, es seien über 130 gewesen. „Die Friedensinitiative hatte schon einen Effekt, aber nicht den erhofften“, meint die Koordinatorin des Christian Council in Nordghana. Dann seufzt sie: „Wir hatten weder genug Zeit noch genug Geld, wir konnten nicht nachhaltig genug arbeiten.“ Im Dezember 2001 wurde in Bawku wieder gekämpft – über 50 Menschen starben, tausende mussten fliehen. Die Bawku Peace Initiative muss erneut versuchen, in dem komplexen Konflikt einen Kompromiss zu finden.

In Bawku geht es um den Häuptlingsthron, um Landbesitz, und um Politik. Ghanas Politiker haben sich seit Jahrzehnten immer wieder in den Machtkampf in Bawku eingemischt, obwohl die Verfassung dies eigentlich verbietet. Kwame Nkrumah, der Ghana 1957 in die Unabhängigkeit führte, wollte auch den Kusasi ihre Selbstbestimmung geben; deshalb gefiel ihm ein Kusasi als Bawku-naba, als Herrscher über Bawku. Sein Nachfolger setzte wieder einen Mamprusi auf den Thron. Jerry Rawlings, Putschist, Diktator und später demokratischer Präsident, hielt es mit den Kusasi. Und so gibt es eine

ganze Reihe von Kommissionsberichten, Gerichtsurteilen und Dekreten, die alle bestimmen, wer in Bawku herrschen soll. Aber nichts davon brachte eine Lösung. Heute hat in Bawku ein Kusasi das Sagen, aber ein Mamprusi erhebt ebenfalls Anspruch auf den Thron.

### **Der Erbe des Bawku-naba**

Alhaji Sulemana Yirimea ist ein Mamprusi, und er hat die taktischen Spiele der Politiker am eigenen Leib erfahren. Sein Vater, der Bawku-naba, wurde von Nkrumah verbannt. Yirimea musste ins Gefängnis, bis ein Putsch Nkrumahs Regierungszeit beendete. Heute thront der 62-Jährige würdevoll hinter seinem Schreibtisch bei der National Disaster Management Organisation. Dieser Mann ist es gewohnt, dass man ihm zuhört – und gehorcht. Yirimea ist ein einflussreicher Meinungsführer der Mamprusi: „Meine Einstellung allein kann eine Situation beruhigen oder ein Problem auslösen.“

Yirimea findet es lächerlich, dass die Könige der Mamprusi in Bawku auf einmal keine Macht mehr haben sollen, dass ihnen dieses Land angeblich nicht gehöre. „Tradition kann nicht so einfach geändert werden.“ Schon die britischen Kolonialherren hätten die Herrschaft der Mamprusi respektiert. Die ganze Verwirrung hätte damit begonnen, dass die Politiker sich einmischten. Seiner Meinung nach gehört die Angelegenheit vor das National House of Chiefs und sein Rechtskomitee. „Der Staat hat sich nicht in Fragen der traditionellen Herrschaft einzumischen.“

### **Alte Fehde mit neuen Waffen**

Das ist wahrscheinlich der einzige Satz Yirimeas, dem Cletus Avoka zustimmen würde. Avoka ist ein Kusasi, und auch er will, dass die Regierung sich raushält. Nur sein Ziel ist ein anderes: Der Bawku-naba der Kusasi soll endlich unbeeinträchtigt herrschen können. „Die Kusasi sind die wahren Bewohner von Bawku, und sie sind in der Mehrheit.“ Avoka ist Parlamentsabgeordneter der Opposition für Bawku West. Den Juristen kann die Argumentation der Mamprusi nicht überzeugen: „Wir müssen aus Tradition herrschen, das ist doch kein Grund“, ereifert er sich. Die Kusasi seien zufrieden damit, dass ihr Häuptling Bawku regiere, sagt Avoka. Sie hätten keinen Anlass mehr, zu den Waffen zu greifen. Die Mamprusi seien diejenigen, die das Töten starteten.

Die Kämpfe in Bawku fordern viele Opfer, denn sie werden mit modernen Waffen ausgefochten. In früheren Jahrhunderten zogen Handelskarawanen durch

die Grenzstadt, heute blüht das Geschäft mit Diebesgut und Waffen, Schutzgelderpressungen sind an der Tagesordnung. Seit einigen Monaten sind Soldaten in der Stadt stationiert, die Sicherheitslage hat sich verbessert. Doch auch sie können die Ärzte, Krankenschwestern und Lehrer nicht aufhalten, die den Schauplatz von Schießereien und Morden hinter sich lassen wollen.

„Warum arbeiten sie nicht für Entwicklung, anstatt um dieses trockene Land zu kämpfen und sich gegenseitig zu töten?“, fragt Peter Bombande, ein Onkel des Friedensarbeiters Emmanuel. Er versteht nicht, warum Häuptlinge die Weiterentwicklung seines Landes so nachhaltig verhindern können und dürfen. Der Krankenpfleger Peter Bombande arbeitet in einem Hospital 300 Kilometer entfernt von seiner Heimatstadt Bawku. Jedesmal, wenn er dorthin zurückkommt, hört er von neuen Opfern des Konfliktes. Die Bombandes sind Bissa, keine direkte Partei in dem Konflikt, und doch sind sie betroffen, weil ihre Heimat Bawku durch die Kämpfe als Heimat so wenig taugt.

### **Mühsame Vermittlung**

Und so versucht Emmanuel Bombande die Meinungsführer der Mamprusi und der Kusasi wieder an den Verhandlungstisch zu bringen. Einen Friedensvertrag hatten sie bereits im vergangenen Sommer ausgehandelt, unter Anleitung der Bawku Peace Initiative, doch kein halbes Jahr später war die Gewalt wieder eskaliert. Der Vertrag hat sich als nicht belastbar erwiesen. Bombande muss wieder von vorn beginnen und vorsichtig vortasten, ob neue, gemeinsame Verhandlungen überhaupt möglich sind.

Deshalb sind am ersten Tag des Workshops die Konfliktparteien noch nicht eingeladen. Die Entwicklungshilfe-Organisationen verständigen sich zunächst untereinander auf ein gemeinsames Vorgehen, damit sie nicht unwissentlich durch ihre Arbeit Spannungen hervorrufen. Am zweiten Tag hat die Initiative die Kusasi eingeladen, in den Süden Ghanas zu reisen und über den Frieden zu reden. Dieser Tag verläuft erfolgreich, die Kusasi akzeptieren Bombande als Vermittler, sie fühlen ihre Interessen gut vertreten und sind zu Verhandlungen bereit. Am dritten Tag soll Ähnliches mit den Mamprusi erreicht werden, doch das gelingt nicht. Nur die Hälfte der Delegation trifft ein, sie behaupten, Bombande sei partiisch, ihre Interessen würden nicht vertreten, sie seien unter diesen ungünstigen Bedingungen keinesfalls zu Verhandlungen bereit.

## Marschieren für den Frieden

In Janet Mohammeds Büro in Tamale, der Hauptstadt der Nordregion, stapeln sich derweil Säcke mit T-Shirts und Kisten mit Aufklebern für den großen Friedensmarsch in Bawku: „Bawku People stand for Peace“ steht darauf. Die Initiative will jetzt lautstark für den Frieden werben, um Unterstützung in der Bevölkerung zu gewinnen. Gerade tritt noch ein Zeichner ein, der einen Entwurf für ein Plakat gemalt hat. Mohammed gefällt das Bild. „Gut, das nehmen wir.“ Auf dem Blatt ist eine Frau abgebildet, über ihr in einer Sprechblase schwebt eine Waffe, durchgestrichen mit einem dicken, roten Kreuz. „Ihr Traum für Bawku“, steht darüber.

Auch Vermittler Emmanuel Bombande träumt diesen Traum, doch zurzeit scheint er in weite Ferne gerückt. Die Mamprusi sind nicht gesprächsbereit. Auch das Verhalten der ghanaischen Regierung bereitet ihm Kopfzerbrechen. Einige Regierungsvertreter spielten mit den ethnischen Spannungen, das sei gefährlich, sagt er. Bawku ist nicht der einzige Herrschaftskonflikt in Ghana, und gerade das macht ihn so gefährlich. Denn eine Eskalation in Bawku könnte sich über den Norden des Landes ausbreiten. Vor acht Jahren sind in der Nordregion tausende Menschen bei einem solchen Krieg gestorben. „Bawku könnte zum Flächenbrand werden“, erklärt Bombande. „Es gibt keine Alternative zur Friedensarbeit.“

## 5. Der geköpfte König

Ein traditioneller Herrscher wird grausam ermordet. Der Kampf um die Macht stürzt den modernen Staat in die Krise.

Der Ya-Na, der König der Dagomba, schenkt mir zum Abschied Yams-Wurzeln und ein Perlhuhn. Das ist Tradition. Das Tier ist an den Füßen und an den Flügeln zusammengebunden. Nur sein Kopf bewegt sich auf und ab in einem grotesken rechten Winkel zum Körper. Mit den Füßen des Perlhuhnes in der Hand steige ich in eins der drei Taxis von Yendi, der Königsstadt im Norden Ghanas. In der Missionsstation der Church of Christ gebe ich das Geschenk weiter an meine Gastgeber. Der Hausmeister verspricht, es in den großen Käfig vor der Tür zu bringen. Aber er vergisst es. Das Huhn liegt einen Tag lang im Schuppen, gefesselt, durstig und hungrig. Als ich am nächsten Abend davon erfahre, fühle ich mich schuldig. Das Huhn aber fühlt schon lange nichts mehr, die Familie des Hausmeisters hat es zu Mittag gegessen.

Hühner haben eine mystische Bedeutung in den Ritualen im Norden Ghanas. Die Mehrheit der Menschen ist muslimisch, aber das hat die traditionellen Religionen nicht verdrängt. Fetischpriester helfen bei Kinderwunsch und

Krankheit, das Orakel gibt Antwort auf die großen Fragen des Lebens – oft in Form eines Huhns. Verendet das Tier auf dem Bauch, nachdem es geköpft wurde, heißt die Antwort „Ja“, liegt es auf dem Rücken, sagt das Orakel „Nein“. In der trostlosen Dürre im Norden, wo es nur einmal im Jahr für mehrere Wochen regnet, wo das Leben hart und die Menschen hungrig sind, da ist es schwer, sich diesen Mythen zu entziehen. Ob mein Huhn auf dem Bauch oder auf dem Rücken starb, weiß ich nicht, aber das Schicksal des königlichen Perlhuhnes scheint ein böses Omen gewesen zu sein.

Eine Woche später stürmen bewaffnete Kämpfer den Gbewaa Palast in Yendi. Sie kommen in der Nacht, sie köpfen den König, töten seine Ältesten, brennen sein Haus und die Hütten seiner Frauen nieder. Die Bewohner der Stadt fliehen aus ihren Häusern, nehmen nur mit, was sie tragen können. Augenzeugen reden von 300 Toten und mehr, die offizielle Version lautet 30. Die Wahrheit wird vergraben bleiben: Tradition und Hitze wollen es, dass Gefallene im Norden Ghanas unverzüglich beerdigt werden.

### **Der König ist tot**

Einer der bedeutendsten traditionellen Herrscher des westafrikanischen Landes ist tot. Mit 600 Jahren überlieferter Geschichte rühmt sich die Volksgruppe der Dagomba, ein Königsmord fand sich bisher nicht darin. Auf den Straßen der Hauptstadt Accra redet jeder vom Überfall. Ereignisse aus dem wenig entwickelten Norden dringen sonst selten nach Süden, aber in diesen ersten Apriltagen höre ich die Worte „Yendi“ und „Ya-Na“ an jeder Straßenecke.

Es mag sein, dass die Menschen im christlichen Süden ihre Landsleute im Norden nicht verstehen. Sie wissen nur wenig über das Ausmaß der Unterentwicklung, das die traditionellen Strukturen so machtvoll erhalten hat. Aber sie verstehen, dass ein solch grausamer Mord an einem König ein Sakrileg ist, das fatale Folgen für die Region und vielleicht für das ganze Land haben kann. Ghanas zehn Jahre junge vierte Republik muss nun nicht nur mit der miserablen Wirtschaftslage fertig werden, sondern auch eine nationale Krise meistern. Zwei seiner Regierungsmitglieder kosteten die Ereignisse bereits ihre Posten, der Innenminister und der Minister für die Nordregion mussten zurücktreten. Die von ihnen entsandten Soldaten, die von ihnen verhängte Ausgangssperre hatten die Morde und die Straßenkämpfe nicht verhindert.

Wer nach den Wurzeln und der Geschichte des Kampfes um den Ya-Na-Thron sucht, der stößt in Ghana auf Widerstand und Unbehagen, denn der Konflikt reicht bis in Regierungskreise. Mir, der deutschen Journalistin, wird noch eine gewisse Narrenfreiheit zugestanden. Die Mehrheit der ghanaischen Reporter stellt diese Fragen erst gar nicht, sie sind nur knapp einer Zensur der Regie-

rung entronnen. Passend zum verhängten Ausnahmezustand wollte das Informationsministerium alle Artikel über die Krise kontrollieren, musste diesen Plan aber nach Protesten der Journalistenvereinigung und der Medienkommission zurückziehen. Aber die beiden größten Tageszeitungen gehören ohnehin der Regierung, die Selbstzensur funktioniert. Keine Hintergründe über Ursachen des Streits, nur aktuelle Oberfläche: Polizei verhaftet drei Verdächtige; die Regierung wird beim Wiederaufbau des Palastes helfen.

### **Streit zwischen Brüdern**

Die Menschen auf den staubigen Straßen der Königsstadt Yendi aber reden über den Kampf um den Thron, der seit Jahrzehnten ihr Leben bestimmt. Sie erzählen von Schießereien zwischen Anhängern des großen und des kleinen Königs, die um den Thron streiten. Beide hätten Paläste und Gefolgschaft, beide seien Kinder desselben Vaters, die sich aber entzweit hätten. Wer eine Frau des anderen Zweigs heirate, sagen sie, der dürfe sie nicht zu lange im Haus behalten, sonst könne er vergiftet werden.

Dem Ya-Na gehört alles Land in Dagbon, über diesen Besitz übt er Herrschaft aus, über die Dagomba und über andere Volksgruppen, die dort leben. Konkrete politische Macht im modernen Sinne hat er nicht, andererseits kann niemand ohne seine Zustimmung für sein Königreich wichtige Entscheidungen treffen. Um diesen Thron kämpfen seit 1974 zwei Zweige einer Familie. Damals vertrieb das Militärregime von General Acheampong Ya-Na Mahamadu Abdulai von seinem Thron, und setzten Ya-Na Yakubu Andani II ein. Abdulai aber beharrte auf seinem Anspruch. Er starb Ende der 80er Jahre und wurde nie ehrenhaft beigelegt, wie es die Tradition für einen König vorschreibt. Seine Familie setzte daraufhin seinen ersten Sohn als Regenten ein.

Eine Kommission untersuchte den Streit der Familien Andani und Abudu und sprach ein wahrhaft salomonisches Urteil: Sie befand, der Thron solle zwischen ihnen rotieren. Stirbt der Herrscher der einen Familie, fällt der Thron an den der anderen. Der Abudu-Familie genügte das nicht – sie brachte die Angelegenheit vor Ghanas höchstes Gericht. Doch auch dieses bestätigte das „Rotationsprinzip“. So lebte der Ya-Na der Andani weiterhin im Palast. Der Ya-Na der Abudu wartete außerhalb auf die Macht und den Tod des anderen.

Im Aufwind wähten sich die Abudu, als im Januar 2001 Ghana einen demokratischen Machtwechsel erlebte. Jerry John Rawlings, der vom Diktator zum Demokrat gewandelte Präsident, musste nach 19 Jahren Herrschaft John Agyekum Kufuor weichen. Die Abudus stehen politisch Kufuors „New Patriotic Party“ nahe. So verwundert es nicht, dass Kufuor – selbst ein Aschanti aus dem Süden – viele Abudu in die Regierung berief: Sein nationaler Sicherheitsberater



gehörte ebenso zu dieser Familie wie der Innenminister und der Vizepräsident. Doch Kufuor enttäuschte die Hoffnungen der Abudu, ihr Regent durfte nicht in den Palast einziehen, ihr vertriebener, in Schande gestorbener Ya-Na wurde nie ehrenhaft beigesetzt. Nach fast drei Jahrzehnten Andani-Herrschaft wurden die Abudu ungeduldig. In den Monaten vor dem Königsmord wurde oft geschossen auf den Straßen von Yendi, keine Woche verging ohne Zwischenfälle.

### **Weinen vor der Presse**

Mohammed Habibu Tijani spricht unwillkürlich leiser, wenn er über den Streit um den Thron spricht. Als ein Mitarbeiter sein Büro betritt, hört er auf zu reden, beginnt erst wieder, wenn wir allein sind. Der District Chief Executive von Yendi ist in einer schwierigen Position. Er ist ein Abudu und ein treuer Untertan des „anderen“ Königs, der nicht im Palast lebt. Daran lässt er wenige Tage vor dem Königsmord keinen Zweifel. Und doch besuchte T.J., wie er genannt wird, diesen Ya-Na der anderen Sippe, den Andani, täglich im Palast, wie es seine Position als Bezirkschef verlangt. Um sich nicht zu verheddern im Netz der Abhängigkeiten und Loyalitäten, hat er sich ein Schema gezeichnet. Auf einem DIN-A-4-Blatt hat er in schiefen Kästchen die Menschen beider Clans eingetragen, die er konsultieren muss, bevor er eine Entscheidung treffen kann. Aber war T.J. wirklich so kompromissbereit?

Wayo Seini nennt ihn einen Mörder. Seini ist der Neffe des ermordeten Königs und er ist sich sicher, dass der Bezirkschef einer der Täter war. Auf einer überfüllten Pressekonferenz eine Woche nach dem Überfall auf den Palast fordert er seine sofortige Verhaftung. Auch die beiden ehemaligen Minister gehörten ins Gefängnis. „Die Regierung hatte behauptet, sie habe alles unter Kontrolle“, sagt Seini aufgebracht. Er muss seine Rede unterbrechen, Weinkrämpfe schütteln ihn. Seini und seine Brüder entwerfen das Bild einer nationalen Verschwörung auf höchster Ebene. Die Journalisten sind skeptisch. „Wo sind die Beweise?“, fragt einer und ist von den Antworten nicht recht überzeugt. „Wenn wir Rache gewollt hätten, hätten wir die gesamte Nordregion in ein Chaos stürzen können.“ Seinis Stimme hat nun einen drohenden Unterton. „Aber wir wollen Gerechtigkeit.“

Zwei Tage später geben Angehörige des Abudu-Clans eine Pressekonferenz. Wieder drängen die Journalisten mit ihren Kameras und Mikrofonen nach vorn. Der Platz reicht nicht für alle. Für die Abudu haben Kriminelle den König ermordet: „Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Dagomba den Ya-Na umgebracht hat“, sagt ihr Sprecher. Dann fordert er etwas, was auch die Andani verlangt haben: „Wir wollen eine unabhängige Untersuchung, wir wollen Gerechtigkeit.“

## Die dritte Gerechtigkeit

Bei ihrer Suche nach der dritten Gerechtigkeit, die irgendwo zwischen den Andani und den Abudu liegen muss, helfen der Regierung diese Pressekonferenzen der verfeindeten Clans kaum weiter. Sie setzt auf stille Diplomatie und spielt damit auf Zeit. Die Untersuchungen liefen auf Hochtouren, versichert der Justizminister, jetzt müsse man abwarten. Informationen dringen nicht nach draußen. Eine hochrangige Delegation der Regierung ist nach Yendi gereist. In der Hauptstadt berät sich Präsident Kufuor mit den zwei anderen einflussreichen Königen des Nordens.

Deren Wissen werden die Politiker aus dem Süden brauchen, denn die Herrschaftsstrukturen des Nordens sind den Südghanaern ein Rätsel. Bei den Aschanti, Kufuors Volksgruppe, bleiben die Häuptlinge ein Leben lang auf ihrem Thron. Ein Dagomba-Häuptling kann im Laufe seines Lebens über verschiedene Städte herrschen; er kann nur nicht höher steigen als sein Vater. Diese Häuptlinge auf Zeit sind meist mehr an ihrer Karriere interessiert als an ihren Untertanen. Nur wer den Thron des Ya-Na, des obersten König besteigt, bleibt dort für den Rest seines Lebens.

## Menschliche Machtspiele

Kwabena Agyipong kann sich nicht vorstellen, dass es in den nächsten Jahren einen neuen Ya-Na geben kann. Der Regierungssprecher sitzt hinter seinem Schreibtisch und ist ungewöhnlich auskunftsfreudig. Selbstverständlich habe Ghanas Regierung alles getan, was in ihrer Macht stehe. Ganz im Stile westlicher Regierungen beantwortet er jede Frage freundlich und ausführlich und zeichnet dabei doch ein gefärbtes Bild.

In Agyipongs Szenario stehen sich moderner Staat und traditionelle Herrschaft gegenüber. Aber in der Realität gibt es keine klaren Grenzen. Nicht erst seit Ghanas Unabhängigkeit 1957 haben demokratische und weniger demokratische Politiker ethnische Bande und königlichen Einfluss für ihre Zwecke eingesetzt. Präsident Kufuor hat versprochen, es anders zu machen. In der Yendi-Krise hat er jetzt die Gelegenheit, seine Unparteilichkeit vorzuführen, wenn es darum geht, einen neuen Ya-Na zu finden.

Vier Männer dürfen sich laut Tradition auf diesen Thron bewerben: der erste Sohn des Ya-Na und drei Könige aus einflussreichen Dagomba-Städten, ebenfalls Kinder des Ya-Na. Die Königsmacher, die Ältesten der Dagomba, entscheiden sich für einen Kandidaten. Um sicher zu gehen, dass sie keinen Fehler machen, befragen sie das Orakel – meistens köpfen sie ein Huhn. Und

obwohl diese Instanz im Ruf steht, göttlich zu sein, wird der König der Dagomba doch durch allzu menschliche Machtspiele bestimmt.

„Bevor man die Frage der Thronfolge überhaupt stellen kann, muss der ermordete König zunächst beerdigt werden“, stellt Regierungssprecher Agyipong fest. Weil der Ya-Na einen so schändlichen Tod gefunden hat, können nur traditionelle Reinigungsrituale im Dorf der Ahnen seine Seele retten. Allerdings weiß weder die Regierung noch die Familie, wo sich der Leichnam befindet. Ist der Körper des Königs verbrannt? Der Weg in die Ewigkeit jedenfalls ist ihm versperrt, denn man hat seinen Kopf noch nicht gefunden.

### **Audienz beim König**

Einige Tage vor dem Mord hatte Ya-Na Yakubu Andani II von seinem Diwan auf mich herabgelächelt. Nach mehreren missglückten Versuchen und Geldzahlungen saß ich ihm endlich gegenüber. Mit seinem weißen Kinnbart und seinen kleinen, zwinkernden Augen sieht der König der Dagomba gar nicht wie ein mächtiger Herrscher aus sondern eher wie ein freundlicher Onkel. „You are welcome“, ruft er aus. Zu seinen Füßen schnipsen seine Ältesten rhythmisch mit den Fingern. „You are welcome.“ Ich beiße in die mir angebotene Kolanuss und akzeptiere damit die Begrüßung.

„Was ist das Schwierigste daran, ein König zu sein?“, frage ich den Ya-Na. Er thront auf einem rot gemusterten Teppich, über ihm eine alte Wanduhr und bunte Werbekalender, zu seinen Füßen einer seiner Untertanen, der für den Gast übersetzt. Den König scheint diese Frage zu amüsieren. „Es ist nicht leicht ein Herrscher zu sein“, antwortet er. „Es gibt immer einige, die vom rechten Weg abkommen.“

Eine halbe Stunde später trägt ein schlaksiger Junge ein Perlhuhn herein, dazu stellt er noch einen Korb mit Yams-Wurzeln auf den Boden des runden Lehmhauses. Der König erklärt: „Das ist ein Gastgeschenk, Du musst aus dem Huhn Suppe kochen und aus den Wurzeln Fufu machen und mir einen Teller davon bringen.“ Das ghanaische Nationalgericht, einen klebrigen Kloß, habe ich schon probiert, aber kochen, das geht zu weit. „Das kann ich doch gar nicht“, platzt es aus mir heraus. Alle lachen, die Ältesten, der König. Mein Übersetzer grinst mich an: „Das musst Du heutzutage auch gar nicht mehr. Das sagt man doch nur aus Tradition.“

## 6. „Ich habe Kräfte, aber nur gute“

Frauen werden der Zauberei angeklagt und aus ihren Dörfern verbannt. Eine Kampagne kämpft für ihre Menschenrechte.

„Wie sind Sie hierher gekommen?“ Wumbei Danaa kann ein bitteres Auf-lachen nicht unterdrücken. „Offensichtlich wurde ich beschuldigt, eine Hexe zu sein, sonst wäre ich ja nicht hier.“ Die alte Frau wohnt in einem Hexencamp im Nordosten Ghanas. Das ist ein Ort, in dem laut Volksglauben nur Hexen, Zauberer und deren Nachkommen leben. Vor zwei Jahren sind in Wumbei Danaas Heimatdorf Dutzende Menschen krank geworden, sie hatten Schmerzen und Fieber, wurden immer schwächer, viele starben. Vielleicht war es Typhus, vielleicht war es Malaria. Die Menschen im Dorf jedenfalls glaubten, dass Wumbei Danaa sie verhext hatte. Deshalb brachte ihre Tochter sie ins Exil, in das Hexencamp Tindang.

Tindang sieht aus wie jedes andere nordghanaische Dorf: Staubige Wege verlaufen zwischen runden Lehmhütten. Kinder rennen herum, Männer sitzen im Schatten, Frauen waschen Wäsche. Auffällig viele Frauen leben in dem Dorf, vor allem alte Frauen wie Wumbei Danaa. Sie sitzt auf dem Boden ihrer fensterlosen, heißen Hütte und spinnst mit einer Handspindel. Hinter ihr stehen dreckige Töpfe, über einer Stange hängen schmutzige Tücher. Hitze und Armut haben sie schnell altern lassen, sie kann nicht mehr weit laufen und ist darauf angewiesen, dass ihre Nachbarn ihr Wasser holen. Manchmal tun sie es, manchmal nicht. „Nein, ich vermisse mein Heimatdorf nicht“, sagt sie, und das klingt zynisch. „Wenn Menschen Dich nicht mögen, versuchen sie, Dich unter einem Vorwand wegzuschicken. Warum sollte ich sie also vermissen?“

Diese Analyse von Hexerei ist sehr rational – und nicht sehr verbreitet. Im Norden Ghanas gibt es vier Hexencamps, allein in Tindang leben nach Schätzungen von Hilfsorganisationen 1.500 Menschen. Wenn eine Krankheit ausbricht, wenn jemand stirbt, dann wird ein Schuldiger gesucht, eine Lösung für das Problem. Menschen beschuldigen andere Menschen, böse Hexen zu sein. Meist trifft es die Schwachen in der Gemeinschaft, alte oder gebrechliche Frauen. Sie werden Opfer von Armut, Unterentwicklung und dem Glauben an alte Traditionen.

### Kampagne für Menschenrechte

„Den Glauben an Hexerei können wir nicht einfach auslöschen“, erklärt Almuth Schauber. „Aber wir können versuchen, die Behandlung der beschuldigten Personen zu ändern.“ Die Mitarbeiterin des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) hat eine Kampagne initiiert, sie will für die Menschen-

rechte von angeblichen Hexen kämpfen. In Tamale, der Hauptstadt der Nordregion, sitzen deshalb Vertreter von sieben ghanaischen Partnerorganisationen des DED bei einem Workshop zusammen und diskutieren über Poster, Radiojingles und Theaterstücke.

Die Teilnehmer des Workshops möchten mehr erreichen, als Menschen wie Wumbei Danaa Wasser und Essen zu bringen. Sie möchten, dass angebliche Hexen wie Menschen behandelt werden, dass die Vorwürfe geprüft werden und niemand deswegen verbannt, misshandelt oder getötet wird. Bis zu 20 lose Partnerorganisationen des DED möchte Almuth Schauber aktivieren. Deren Mitarbeiter sollen an Schulen, in Dörfern und im Radio aufklären und lehren und damit irgendwann die ständige Zuwanderung in die Hexencamps stoppen.

### **Böse Kräfte und gute Mächte**

„Die Bevölkerung wächst“, sagt der Tindana, das spirituelle Oberhaupt von Tindang. „Manchmal kommen bis zu zehn Menschen in einer Woche.“ Der Tindana muss dann in einem Ritual entscheiden, ob diese Neuankömmlinge wirklich böse Macht besitzen. Er gibt ihnen einen selbstgemischten Trank zu trinken und köpft ein Huhn. Verendet das Tier auf dem Rücken, hat die Person keine bösen Kräfte, stirbt es auf dem Bauch, ist sie schuldig. Doch letztendlich macht das keinen Unterschied, denn das Stigma der Hexerei versperrt den Rückweg in das Heimatdorf. „Die meisten hier in Tindang sind unschuldig“, erklärt Tindana Shei Danaa. Bei ihrer Ankunft würden alle gefragt, ob sie böse Kräfte hätten. Die meisten sagten „Nein“.

Die Menschen außerhalb von Tindang glauben, dass dort nur Hexen und Zauberer überleben können. Die Bewohner von Tindang glauben das Gegenteil. „Wenn ich böse Kräfte hätte, wäre ich hier gestorben“, erklärt Abdulai Mahamudu. Er musste vor vier Jahren Zuflucht in Tindang suchen, einer der wenigen Männer, die der Hexerei angeklagt werden. Mahamudu war Kräuterkundiger in seinem Dorf, er hatte die Aufgabe von seinem Großvater geerbt. Eines Tages kam eine Frau, „die den Geist hat“, eine Jinwara, zu ihm und behauptete, er sei ein böser Zauberer. Da musste er gehen. Mahamudu kennt sein Alter nicht, vielleicht 65, vielleicht 70, auf jeden Fall zu alt, um allein als Bauer seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Doch er hat keine Wahl, seine Familie ist weit weg. „Ich habe magische Kräfte, aber nur gute“, beteuert er. „Das haben doch viele Menschen.“

## Soziale Isolation

Das Trainings-Handbuch der Kampagne betont diesen positiven Aspekt des Aberglaubens, denn er könnte helfen, die Behandlung von Beschuldigten zu verbessern: „Hexerei wird manchmal auch als gute Schutzmacht begriffen.“ Der Leitfaden soll künftige Aktivisten auf ihre Arbeit vorbereiten. In der Broschüre finden sich auch Texte über die vier Hexencamps des ghanaischen Nordens: Sie alle sind unterschiedlich organisiert. Zum Beispiel hat Tindang einen Priester und einen Ältesten, weltliches Oberhaupt aber ist der Häuptling des benachbarten Ortes Gnani; andere Camps haben einen eigenen Häuptling. Aus diesen Unterschieden schließen Wissenschaftler, dass sich Hexencamps erst in jüngerer Zeit herausgebildet haben, wohingegen der Glaube an Hexerei an sich fest verwurzelt ist.

Stirbt ihr Mann an einer Krankheit oder bei einem Unfall, werden viele Witwen, auch sehr junge Frauen, beschuldigt, ihn verhext zu haben. Wenn sie ins Hexencamp kommen, stehen sie materiell vor dem Nichts: Sie haben kein Haus, kein Geld und keine Unterstützung ihrer Familie. Das Oberhaupt des Dorfes muss sie aufnehmen, aber er hat selbst wenig.

In Tindang hat die Hilfe der ghanaischen Organisation Management Aid (MAID) diese Not seit 1999 etwas gelindert. „Wir geben den Bewohnern Wasser, Essen und Unterkunft“, erklärt Mitarbeiter Shahadu Nantogmah. Die Organisation hat zwei Bohrlöcher, eine Mühle und Toilettenanlagen finanziert und gewährt kleine Kredite für den Kauf von Samen oder Baumwolle. Sie hilft nicht nur materiell, sondern gibt den Bewohnern auch etwas von ihrem sozialen Leben zurück: Trommeln für den Simpa, den Tanz, und endlich Austausch mit den Nachbarn. Denn MAID bezieht Gnani, das nächste Dorf, in die Aktionen mit ein. Dadurch reden die Menschen miteinander, kommen in Kontakt. Doch das ist noch lange keine Normalität, die meisten Bewohner des Nordens fürchten die bösen Kräfte der Hexen. Wenn sie zu wissen glauben, dass eine Frau eine Hexe ist, meiden sie ihre Nähe und verweigern ihr den Zugang in ihr Dorf.

## Häuptlinge können helfen

Die Teilnehmer des Workshops diskutieren ein Theaterstück, das zeigt, wie irrational dieser Glaube an böse Kräfte ist. „Woher weißt Du, dass Hexen sich ihre Opfer beim Tanzen suchen? – Ich weiß es, denn mein Freund ist keines natürlichen Todes gestorben. Letzte Woche hat er noch getanzt, am nächsten Tag war er tot. Diese Hexen müssen getötet werden.“ Das Stück wurde in einem Dorf in der Nähe eines Hexencamps aufgeführt. Vor allem das Ende begeisterte die

Zuschauer: Der Häuptling soll entscheiden, ob zwei alte Frauen schuldig sind. Er aber sagt, die Menschen im Palast könnten nicht einfach über Leben und Tod entscheiden. Schließlich fragt er das Publikum um Rat.

Mariama Iddi hat so einem Menschen ihr Leben zu verdanken. Jemand behauptete, sie sei schuld am Tod ihres Bruders. Da musste sie fliehen und fand Unterschlupf bei einem Häuptling. Er sagte zur ihr, dass nur Gott Menschen töten könne. Aber auch er konnte die Frau nicht vor dem Exil bewahren, sie kam nach Tindang. Materiell gesehen ist die alte Frau nicht ärmer als viele andere Menschen im Norden Ghanas: Sie verdient im Monat etwa 1,50 Euro, ihr Dorf ist mit zwei Wasserquellen und einer Mühle sogar relativ wohlhabend. Doch die Schande und die Trennung von ihrer Familie überschatten ihr Leben. Mariama Iddi hatte gehofft, dass sie in Tindang ihren Namen reinigen und nach Hause gehen könne. Deshalb kam sie freiwillig in den Ort, den sie nun nicht mehr verlassen kann. Sie ist nicht zufrieden dort und kann doch glücklich sein, dass sie fliehen konnte. Die Jugendlichen in ihrem Heimatdorf hätten sie sonst getötet.

### **Lynchen ist ein Verbrechen**

Das Bild an der Pinnwand zeigt Jugendliche, die mit Steinen und Stöcken auf eine alte Frau einschlagen; ein Polizist hält einen von ihnen zurück. Das Poster soll Teil der Kampagne für die Menschenrechte von beschuldigten Frauen werden. Workshop-Moderator Cosmas Alhassan von der Teaching for Freedom Foundation zeigt auf den Entwurf: „Was ist daran falsch, was müsste geändert werden?“ Poster sind sehr wichtig, um die Zielgruppe zu erreichen. Nach Schätzungen kann ein Drittel der knapp 20 Millionen Ghanaer nicht lesen, die Mehrheit von ihnen lebt im wenig entwickelten Norden.

Ein Teil der Szene ist realistisch: Jugendliche rotten sich in den Dörfern des Nordens zusammen und versuchen die angeblichen Hexen zu töten. Ein anderer Teil ist weit hergeholt: Selbst wenn ein Polizist in der Nähe sein sollte, werde er sich nicht mit Hexerei einlassen, meint eine Teilnehmerin des Workshops, die als Sozialarbeiterin in einem Hexencamp arbeitet. Das Poster wird dennoch akzeptiert. Es zeigt, dass Lynchen ein Verbrechen ist, das sei die wichtige Botschaft. Die Runde will schon zum nächsten Bild wechseln, als noch eine Frage auftaucht: Könnte man nicht irgendetwas an der alten Frau ändern, damit man sieht, dass sie eine Hexe ist? Die Gegenfrage kommt prompt: Was soll das sein? Hexen sind doch ganz normale Menschen.

## 7. Wahrheitskommission auf Ghanaisch

Drei Militärregime, vier Republiken – Neun Menschen sollen ein halbes Jahrhundert Geschichte aufarbeiten.

Die Wut der Armen hat endlich ein Ziel: Die Marktfrauen mit ihren über-  
teuerten Preisen, die korrupten Beamten und die reichen Hausbesitzer sind  
Schuld. Sie alle stehlen Ghanas Reichtum, der doch allen gehören sollte. In  
diesem Sommer 1979 ist niemand da, der den Zorn der Massen dämpft – im  
Gegenteil: Der Putschist und spätere Präsident Jerry John Rawlings unterstützt  
Enteignungen, Auspeitschungen und Hinrichtungen.

Ghana ist seit 45 Jahren unabhängig, dieses knappe halbe Jahrhundert war  
eine unruhige Zeit, Militärregime und Demokratien wechselten sich ab. Raw-  
lings war nicht der einzige Militärführer in Ghanas Geschichte, aber er hat am  
längsten die Geschicke des Landes gelenkt. Nach seinem zweiten Putsch Ende  
1981 hat der Fliegerleutnant zehn Jahre als Diktator geherrscht, dann acht  
Jahre als demokratischer Präsident regiert. Als er Ghana eine Verfassung  
gab, enthielt diese auch seine Variante der Vergangenheitsbewältigung: Straf-  
losigkeit für sein Regime. Die Morde, die Verhaftungen, die Enteignungen  
sind daher nie untersucht worden.

Ende 2000 wurde Rawlings Partei abgewählt, John Agyekum Kufuor  
wurde Präsident. Seine Regierung will die Untaten der Vergangenheit nicht  
länger ruhen lassen und verfasste ein Gesetz zur nationalen Versöhnung.  
Eine Kommission soll in anderthalb Jahren die Untaten von drei Militärregi-  
men untersuchen. Dazu gehören neben Rawlings auch die Generäle Afrifa,  
Acheampong und Akuffo; alle drei hat der Ex-Präsident hinrichten lassen.

### Politik und Versöhnung

Der Opposition gefällt das Gesetz zur nationalen Versöhnung gar nicht.  
Dem National Democratic Congress kann es kaum nützen, wenn die Ver-  
gangenheit seines Gründers Rawlings allzu genau untersucht wird. Sie wer-  
fen Präsident Kufuor die Instrumentalisierung der Versöhnung für parteipo-  
litische Ziele vor. Als das Gesetz im Januar 2002 zur Abstimmung stand,  
haben alle Abgeordneten der Opposition geschlossen das Parlament verlassen.  
Eine Spaltung steht am Anfang der Versöhnung.

Doch auch von anderer Seite hagelt es Kritik. „Die Regierung hat nicht auf  
Vorschläge aus dem Volk gehört“, beklagt der freie Journalist Ileasu Adams.  
Nationale Versöhnung dürfe einfach nicht zeitlich so eingeschränkt sein. In der  
Tat gibt es gute Argumente für eine Ausweitung auf die Zeit der Zivilregierun-



gen. Auch der legendäre Staatsgründer und Panafrikanist Kwame Nkrumah hat oppositionelle Politiker willkürlich inhaftiert, viele sind im Gefängnis gestorben.

Ist das Gesetz überhaupt auf Versöhnung angelegt? Nein, glaubt, Sam Gbay-dee Doe, Direktor des West Africa Network for Peace-building. Doe meint, dass das Gesetz in seiner jetzigen Form sogar eine Gefahr sein kann, da das Gesetz eher eine juristische als eine Wahrheitskommission beschreibe. „Die Kommission wird schmerzvolle Erinnerungen wach rufen, sie muss in der Lage sein, diese zu heilen, nicht nur Entschädigung vorzuschreiben“, fordert er.

### **Rätselraten um ein Gesetz**

Justizminister und Generalstaatsanwalt Nana Akufo-Addo lässt diese Kritik ruhig an sich abprallen. „Der ganze Prozess ist kontrovers, wie könnte es anders sein?“ Der Autor des umstrittenen Gesetzes hat auf jede Kritik einen gut vorbereiteten, eingeübten Konter parat. Die Opposition lehnt das Gesetz ab? – Zustimmung zu erwarten sei ohnehin naiv gewesen. Der Untersuchungszeitraum ist zu begrenzt? – Man könne doch nicht beim Sklavenhandel beginnen, außerdem lasse eine Hintertür auch Anträge aus anderen Perioden zu. Die inter-ethnischen Spannungen, die im Norden des Landes immer wieder Menschenleben fordern, kommen im Versöhnungsprozess nicht vor? – Auch das könne behandelt werden, wenn es einen Beschwerdeführer gäbe. Damit führt Akufo-Addo höchstpersönlich das größte Problem der Versöhnungs-Kommission vor: ihre Beliebigkeit.

Obwohl im Sommer 2002 die Arbeit beginnen soll, rätseln Politiker, Vertreter der Zivilgesellschaft und Journalisten, wie diese genau aussehen wird. „Parliamentary Circus“ nennt ein Kommentator das Geschehen um die nationale Versöhnung. In der Tat erinnert der Ablauf an ein Possenspiel: Abstimmung ohne Opposition, Streit um die Zahl der gültigen Stimmen, Verzögerungen im Zeitplan, Verwirrung über schwammige Formulierungen.

### **Straffreiheit nach Geständnis**

Einige Fakten lassen sich aber aus dem Gesetzestext entnehmen: Die Kommission wird neun Mitglieder haben, die Präsident Kufuor ernennen wird. Diese neun können über eine Untersuchungseinheit mit weitreichenden Kompetenzen verfügen. Sie entscheiden über die Zulässigkeit einer Beschwerde und können während des Verfahrens Zeugen, Opfer und Täter vernehmen. Tätern soll im Gegenzug für ihre Aussagen Straffreiheit gewährt werden – ganz wie bei der süd-

afrikanischen Wahrheitskommission. Am Ende eines Verfahrens kann die Kommission eine Methode zur Wiedergutmachung empfehlen.

Unglücklicherweise sind diese Details kaum bekannt. Daher drängt sich die Frage auf, wie ein gesamtgesellschaftlicher Versöhnungsprozess funktionieren soll, wenn nur ein Bruchteil der Gesellschaft von den Plänen weiß. Selbst in der Hauptstadt Accra, selbst in den Zeitungsredaktionen und bei den Nicht-regierungsorganisationen ist der Gesetzestext kaum bekannt.

Ofori Adusei, Vorsitzender von Amnesty International Ghana, weist deshalb zu Recht darauf hin, dass noch viel Aufklärungsarbeit zu leisten ist, damit das ganze Land Teil des Versöhnungsprozesses sein kann. Die Opfer müssten ihre Geschichte erzählen können, die Täter müssten ihre Schuld zugeben. Adusei warnt: „Verordnete Versöhnung kann nicht funktionieren.“ Aber der Anwalt hat auch noch ein gutes Wort für das Vorhaben der Regierung: „Die Regierung hat sich eines guten Zweckes angenommen. Wir werden abwarten und sehen, was daraus wird.“

## **8. Medase – Danke**

Mein Dank gilt vor allem der Heinz-Kühn-Stiftung, die mir diesen einmaligen Aufenthalt ermöglicht hat. Ute Maria Kilian hat mir bei Vorbereitung und Durchführung meiner Reise sehr geholfen.

Außerdem danke ich den vielen lieben Menschen, die mich in Ghana so herzlich aufgenommen und unterstützt haben.